

# "Nicht aus dem Nichts erfunden" : Gespräch mit Peter St John zu Ausbildungsfragen

Autor(en): **St John, Peter / Lüthi, Sonja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **95 (2008)**

Heft 10: **Kopenhagen = Copenhagen = Copenhagen**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-130902>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bild: Caruso St John

Peter St John

## «Nicht aus dem Nichts erfunden»

Gespräch mit Peter St John zu Ausbildungsfragen

Nach einer Gastdozentur in Mendrisio unterrichtet das Londoner Architekturbüro Caruso St John nun seit einem Jahr an der ETH Zürich. Während dieser Zeit verzeichnete das Büro gleich zwei Wettbewerbserfolge in Zürich. Die Affinität zwischen den Londoner und Deutschschweizer Architekten scheint gross, wohl eben gerade weil sich ihre Haltungen in Nuancen unterscheiden. Mit Peter St John sprach Sonja Lüthi.

Herr St John, seit zwanzig Jahren arbeiten Sie und Adam Caruso zusammen, als Architekten wie auch als Lehrer. Wie hat sich Ihre Haltung in dieser Zeit gewandelt?

Als wir zu Beginn der 90er Jahre unser Büro gründeten, war die Lehre für uns eine Gelegenheit herauszufinden, was wir wollten. Mit unseren Studenten arbeiteten wir in der melancholischen postindustriellen Landschaft von Ost-London, die sich damals noch auf wunderbare Weise frei anfühlte. Wir studierten das Werk der Smithsons,

von Tony Fretton, Florian Beigel wie auch von Künstlern wie Gordon Matta Clark und die frühen Arbeiten von Claes Oldenburg, die alle auf unterschiedliche Weise die Freude an der physischen Welt anregen, am unordentlichen, niederen Leben der Stadt und ihren poetischen Möglichkeiten. Ende der 90er Jahre in die Schweiz zu kommen und mit Peter Zumthor an der Architekturakademie in Mendrisio zu unterrichten, war eine prägende Erfahrung für uns: Die Art wie Zumthor atmosphärische Möglichkeiten schilderte, Materialien zu bearbeiten und zu formen, schien komplementär zu unserem eigenen Interesse an der Konstruktion als Mittel zum Ausdruck. Zumthors aussergewöhnlich schöne Bauten und ihre präzise Konstruktion zu sehen, befreite uns gewissermassen von der sehr lokalen Ost-Londoner Optik, gerade zu einer Zeit, in der wir selbst damit anfangen, substantiellere Projekte zu erstellen.

Gibt es generelle Unterschiede zwischen den Architekturausbildungen in London und in der Schweiz?

Die Mentalitätsunterschiede widerspiegelnd sind sie sehr verschieden, ein bisschen so wie sich die Romantik zum Neoklassizismus verhält: Londoner Architekturschulen sind eher anti-intellektuell und entwurfslastig. Sie neigen dazu individuelle, oftmals exzentrische Forschung zu unterstützen. Da die Infrastruktur ungenügend ist, sind Studenten oft dazu gezwungen, zuhause zu arbeiten, wodurch eine informelle Atmosphäre entsteht. Innerhalb dieser Struktur scheint es viel Raum zu geben, etwas ganz Aussergewöhnliches zu schaffen oder gar nichts zu tun. An Schweizer

Schulen dagegen werden Geschichte und Theorie sehr ernst genommen. Die Kurse sind viel strukturierter und jeder erreicht ein gewisses Niveau, weshalb Schweizer Studenten bei uns im Büro auch sehr beliebt sind. Für einen Engländer besonders auffällig ist der respektvolle Umgang, den Studenten hier gegenüber ihren Professoren pflegen, der leider aber auch zur Folge zu haben scheint, dass sich Schweizer Studenten bei Diskussionen kaum je zu Wort melden.

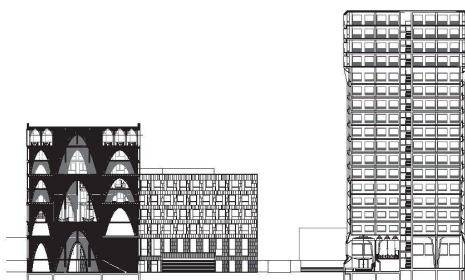
Wo ist Ihre Lehre eher einzuordnen, zwischen dem offeneren, intuitiven Zugang in London und dem strukturierteren, methodischen Ansatz in der Schweiz?

Im Grunde entspricht uns die Schweizer Art mehr. Als Student an der AA, einer dynamischen doch unakademischen Schule, war ich oft wie gelähmt, denn die Fragen erschienen alle zu gross, und ich hatte nur wenig intellektuelles Rüstzeug erhalten, um ihnen gegenüberzutreten. Bei einem strukturierten Unterricht dagegen gewinnen Studenten erfahrungsgemäss mehr Zuversicht und die Aufmerksamkeit ist erhöht. Das Volumen der entstehenden Arbeiten ist kompakt und scheint zur gegenseitigen Entwicklung beizutragen.

Was sind die Anliegen Ihrer Lehre?

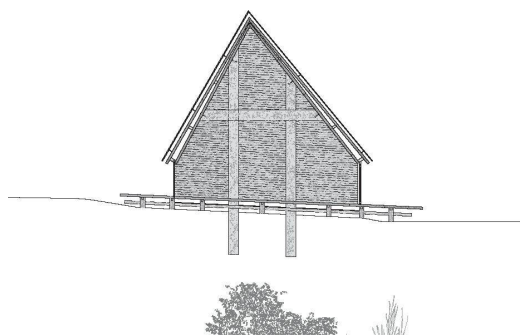
In einer Zeit, in der zumindest im Architekturunterricht beinahe alles möglich zu sein scheint, wollen wir unsere Studenten auf die aussergewöhnliche Kultur und Geschichte der Architektur aufmerksam machen. Wir sprechen viel über Bauten und Architekten (vor allem aus vergangener Zeit). Während unseres ersten Semesters an der

Studentenarbeit 3./4. Jahr, Frühlingsemester 2008  
«The Monumental», Barbara Müller, Stefanie Scherer,  
Corina Trunz

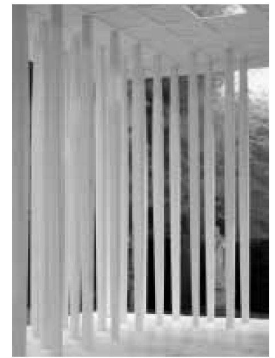


Studentenarbeit 3./4. Jahr, Herbstsemester 2007 «Gardens of Experience», Ella Ryhiner

ETH zum Beispiel, arbeiteten wir auf dem Grundstück eines wunderschönen englischen Landschaftsgartens aus dem frühen 18. Jahrhundert, Chiswick in West-London. Wir begannen mit dem Studium von Landschaftsmalereien aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die Bauten, die die Studenten dann für den Garten entwarfen, waren zeitgenössisch, doch um das Bewusstsein für die pittoreske Komplexität der Komposition und sei-



Studentenarbeit 3./4. Jahr, Herbstsemester 2007 «Gardens of Experience», Mario Beeli



ner offenen Beziehung zum Kontext bereichert. Ich denke der Kern unserer Lehre ist, dass man Architektur nicht aus dem Nichts erfindet.

Mit welchen Mitteln arbeiten Sie in Ihrem Studio?

Unsere Architektur beginnt nie mit einer formalen 3D-Manipulation, sondern mit direkten Formen der Organisation. Daraufhin ermutigen wir unsere Studenten schon in einem frühen Stadium, grossmassstäbliche Modelle zu erstellen, von ganzen Gebäuden, Fassaden und Innenräumen und sie dann zu fotografieren. Die Fotografie ist ein Mittel dazu, den Entwurf als realen Ort darzustellen – als ob man dort gewesen wäre – aber mit weniger Verbindlichkeit als ein Plan. Parallel zur Arbeit mit Modellen werden anhand grossmassstäblicher orthogonaler Zeichnungen Tektonik und Konstruktion erforscht, die unserer Ansicht nach massgeblich zur Klarheit und dem kommunikativen Potential von Architektur beitragen. Was wir wohl am meisten vermeiden, ist die Verwendung von 3D-Visualisierungen mit Hilfe von Computern.

Wo sehen Sie die Gefahren und wo das Potential von Computern?

Für mich – und ich akzeptiere, dass dies eine Generationenfrage ist – stellt die Einfachheit der Abstraktion und Manipulation, die durch Computer-Modelle gefördert wird, ein Problem dar. Ich ziehe die unordentlichere, bejahende Welt der Modelle vor. Dennoch sind computergenerierte Bilder aufgrund der Geschwindigkeit, mit der sie sich anfertigen lassen, zunehmend unverzichtbar. Zum Beispiel arbeiten wir bei unseren Wettbewerbsabgaben nun mit einem wirklichen Meister zusammen, Adrian König, dessen Bilder eher wie Gemälde sind.

Ihr zweites Semester an der ETH zum Thema des «Monumentalen» handelte unter anderem davon, eine Identität für einen Stadtteil zu erschaffen, der noch nicht existiert. Wie sind Sie diese Aufgabe angegangen?

Die Ausgangslage auf dem ehemaligen Industrieareal von Sulzer bei Winterthur war tatsächlich sehr ungewohnt: Mit einem Raster von Strassen und vereinzelt geräumigen Industriebauten als einzige Anknüpfungspunkte erinnerte sie an Römische Stadtgründungen, die meist nur auf einem Standardraster aufgebaut wurden. Da es nahezu unmöglich ist, sich das erste Gebäude eines neuen Stadtteils vorzustellen, arbeiteten die Studenten in Gruppen, die drei bis vier grosse Bauten parallel entwarfen, um so ein ausgewogenes Stück Instant-Stadt anzufertigen. Dazu fuhren wir mit unseren Studenten nach Mailand, um die Fassaden von Monumentalbauten von Giovanni Muzio, Gio Ponti, Ignazio Gardella und anderen Architekten der 50er Jahre zu studieren. Es sind grossmassstäbliche Bauten von relativ gewöhnlicher Form, doch mit einer aussergewöhnlichen Sorgfalt für die Konstruktion der Fassaden. So entstehen qualitativ hochwertige Bauten, die sich gegenüber der Stadt als Ganzes grosszügig verhalten. Heute scheinen Architekten jedoch eher daran interessiert, extravagante Formen zu machen, die ihre Projekte von anderen Bauten abheben werden. Über den Entwurf von Fassaden wird leider kaum mehr gesprochen.

Viele Architekten beschwerten sich, dass Architektur zunehmend im Dienst globaler Marktkräfte steht und der Berufsstand marginalisiert wird. Worin sehen Sie die heutige Rolle des Architekten?

Ich denke nicht, dass ich eine allgemeine Antwort dafür geben kann. Spektakuläre Bauten, die vor zehn oder fünfzehn Jahren interessant schienen, wirken heute bereits ausgeleiert und stimmen skeptisch, ein bisschen so wie die fröhliche Welt der Werbung. Statt im Namen der Architektur solche kommerziellen Projekte zu verkaufen, bevorzugen wir vereinzelte, stille Gebäude auf handwerklich solide Weise zu erstellen. Wenn die Mehrzahl der Architekten ähnlich denken würde, hätte das sicher Auswirkungen.

Vielen Dank für das Gespräch.